

Sehr verehrte Respektspersonen,
meine verehrten Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen der Erwachsenenbildung.

„Das Reden“, so Wilhelm Busch, das „tut den Menschen gut, wenn man es nämlich selber tut. Ob's außerdem Genuss verschafft, bleibt hin und wieder zweifelhaft.“ So ist es, und ich bin mir auch ganz unsicher, ob ich Ihnen jenen Genuss verschaffen kann, den sie möglicherweise erhoffen. Als erstes können sie auf jeden Fall mit Recht erwarten, dass ich Ihnen für die Einladung, hier sprechen zu dürfen, danke. Mit diesem umständlichen Satz sei dies getan. Von Festvorträgen erwartet man sich etwas Generelles, etwas Umfassendes. Nicht zu aufregend darf ein solcher Vortrag sein, aber selbstverständlich auch nicht zu langweilig. Trotzdem sollte er sich mir den großen Fragen dieser Welt beschäftigen. Damit Sie sich aber nicht zuviel versprechen, erinnere ich an eine Erfahrung, die Sie sicher schon häufig gemacht haben: Je größer die Fragen – und mein Thema ist ein großes – umso kleiner die Antworten. Grundsätzlich, aber nicht vollständig, gehe ich das mir gestellte Thema an. Diesbezüglich halte ich es mir Aldous Huxley, der meine: „Gesamtüberblicke sind für den Geist nur von Übel. Nicht Philosophen, sondern Hobbybastler und Briefmarkensammler bilden das Rückgrat der Menschheit“. Und so will ich heute mehr basteln als philosophieren und ich lade Sie ein, mir bei dieser Bastelei zuzuhören.

Vorträge werden ja üblicherweise gehalten, um irgend etwas zu vertreiben.

In den harmlosen Fällen ist es die Zeit, die es zu vertreiben gilt. In weniger harmlosen soll irgend eine Furcht vertrieben werden, und wenn's ganz ernst wird, dann wird's pädagogisch. Dann soll nämlich die Unwissenheit vertrieben werden.

In den allermeisten Situationen aber soll von allem etwas vertrieben werden, aber nichts wirklich gründlich. Und wenn es sonst nichts mehr zu vertreiben gibt, kann man ja noch den Referenten in die Flucht schlagen. Ich versuche mein Bestes zu geben, um zumindest das zu verhindern.

Was feiert man eigentlich, wenn man die langjährige Existenz von Bildungshäusern feiert? Sie hier im Raume werden es wissen, ich wusste es nicht, als Frau Weismann bei mir anfragte, ob ich anlässlich Ihres Jubiläums den Festvortrag halten könnte. Aber, dass ich es nicht wusste, das hat mich schließlich dazu motiviert, zuzusagen. Als Pädagoge – und vielleicht bin ich es ja nur deshalb geworden – liebt man die Fragen mehr als die Antworten. Antworten sind häufig banal, Fragen dagegen meist irritierend, lehrreich und weiterführend. Fragen öffnen den Blick auf das Neue, das Unerwartete, das nicht Gesehen und das noch nicht Gedachte.

Antworten schließen hingegen die Fensterläden, sie fördern vielerorts die nicht gerade lernfördernde Selbstgenügsamkeit. So habe ich mich, angeregt durch Sie, schließlich gefragt, was ist das eigentlich für eine seltsame Anziehungskraft die gebildete erwachsene Menschen dazu treibt, just an diesem 18. Mai zu einer verabredeten Zeit in Strobl am Wolfgangsee zusammenzukommen um die langjährige Existenz von Bildungshäusern zu feiern – und dies u.a. auch noch mit einem Vortrag über Bildungshäuser.

Da liegt, wenn man zum Referenten auserwählt wurde, die Vermutung nahe: Die hier Zusammengekommenen wollen wissen, warum sie hier sind und was es zu feiern gibt. Da ich ja auch hier bin, interessiert mich das ebenso. Das haben wir gemeinsam, was uns jedoch voneinander unterscheidet, ist der verabredete Sachverhalt, dass ich hier laut über die Frage nachdenken darf, sie aber nur leise. Mal seh'n, wer den schwierigeren Part in diesem Selbstvergewisserungsprozess hat. Genug der Vorrede – nun zum Thema.

Bildungshäuser sind Orte und sie sind und haben Räume. Was aber macht den Raum zum Ort? Es ist der Sachverhalt, dass er sich formiert und dies tut er durch äußere Faktoren, wie

Ausdehnung und Begrenzung, aber besonders auch durch Erfahrung derer, die dort zugegen sind, also durch bestimmte Zeiten und durch spezifische Formen der sozialen Begegnung. Ein Ort – aber nicht der Raum – bindet die dort Anwesenden, er fordert sie auf, etwas Bestimmtes zu machen oder zu lassen. So auch dieser Ort hier, an dem wir uns befinden. Er ist so formiert, so organisiert, dass das ermöglicht wird, was eben geschieht: feierliche Bildung oder gebildetes Feiern.

Das Sitzordnungsarrangement dieses Raumes ist so angelegt, dass er zum Ort einer bestimmten Qualität des Bildungsprozesses wird. Einer oder einige wenige Inhaber von hervorgehobenen Plätzen reden, die Mehrheit hört still und hoffentlich nicht allzu andächtig zu. Dieses Arrangement kennt man aus der eigenen Bildungsbiographie zur Genüge. Es scheint attraktiv zu sein und ich vermute, dass es deshalb so attraktiv ist, weil es sicher macht. Jeder hier im Raum hat einen Ort und dieser Ort ist relativ unstrittig – es tobt kein Kampf um die Plätze. Niemand hat sich mit mir gestritten, diesen Platz hier vorne einzunehmen, und ich habe mich auch nicht geweigert, ihn zu akzeptieren. Das hier ist mein Ort – aber nur auf Zeit. Wenn mein Vortrag zu Ende ist, muss ich mir wieder einen anderen Ort suchen, von dem ich weiß, dass er weniger prominent ist. Das sind die Regeln, und diese Regeln machen den Raum hier für sie und für mich zum Ort – und zwar zu einem Ort, an den man relativ furchtlos eine zeitlang verweilen kann. „Verweilen“, das ist genau das richtige Attribut, das den Raum zum Ort macht. Der Weiler ist ja ein Ort und verweilen bedeutet, sich verorten. Aber klingt das nicht alles etwas altmodisch, etwas verschoben und unmodern? So ist es. Der Trend bewegt sich in eine andere Richtung. Jugendliche die von Erwachsenen dazu aufgefordert werden, doch mal ein wenig zu verweilen, fragen mehr oder weniger verwirrt zurück, was das denn sei, das hätten sie ja noch nie gehört. Das heißt nicht, dass sie nicht hin und wieder auch einmal in ihrem Hochgeschwindigkeitsalltag ausruhen würden – aber das nennen sie anders, und das ist auch etwas Anderes. Jugendliche „chillen“, sie verweilen nicht. Dieses Chillen unterscheidet sich vom Verweilen dadurch, dass es überall, also im Raum stattfinden kann. Verweilen kann man nur an Orten, chillen überall im grenzenlosen Raum. Die Jungdynamiker unserer Rund-um-die-Uhr Gesellschaft kommen ohne Orte aus, sie fühlen sich dort zuhause, wo sie ihre Emails lesen. Man spürt ihren zunehmenden Einfluss an einem Phänomen, das die Soziologen „Entgrenzung“ nennen. Orte sind begrenzt. Sie definieren sich und andere Orte durch ihre Grenzen. In der Architektur, in der Innenraumgestaltung drückt sich Entgrenzung in dem Trend aus, sogenannte Multifunktionsgebäude zu konzipieren und darin Multifunktionsräume einzurichten. Flexibilität ist die dafür gerne benutzte Bezeichnung, und diese Flexibilität der Räume provoziert auch das beabsichtigte flexible Verhalten bei den Menschen in diesen Räumen.

Flexibilität ist aber nichts anderes als die Umschreibung dessen, was man Entortung nennen könnte. Die Ökonomie profitiert davon – zumindest behauptet sie das und die Individuen sehen in einer Zunahme von Flexibilität durchaus auch viele Vorteile für sich. Nicht selten erkennen sie hierin einen Zuwachs an individuellen Freiheiten, die in den allermeisten Fällen Wahlfreiheiten sind. Wer aber gelernt hat, dialektisch zu denken, wird sogleich nach dem Preis fragen, den ein solcher Freiheitsgewinn durch Entortung verlangt. Man kann ihn relativ leicht erkennen, wenn man einmal genauer auf jenes Verhalten schaut, das heute – speziell im Arbeitsbereich – gebraucht, gefördert und belohnt wird. Es ist das „Surfen“, ein von den Amerikanern übernommener Ausdruck für das, was man im Deutschen „Bodenlosigkeit“ nennt.

Was macht ein Surfer – auf dem Wasser, im Netz, zwischen sieben unterschiedlichen Projekten, seinen drei verschiedenen gleichzeitigen Ausbildungen, in seinen multiplen Beziehungen der unterschiedlichsten Art.

Wolfgang Herles beschreibt ihn:

Surfer geben sich der Illusion hin, das Steuer in der Hand zu halten. In Wahrheit klammern sie sich an einen Mast im Gelenk – also an nichts als den Wind.

Surfer überlassen sich Kräften, die sie nicht beeinflussen können und doch schaffen sie sich die Illusion, sie selbst seien es, die den Kurs bestimmen.

Keine Frage: eine Kunst die Hochkonjunktur hat. (...)

Surfen ist die einzig erfolgreiche Strategie in einem Spiel, das nach den Regeln der Chaostheorie funktioniert. (...)

Kritiker betonen, Surfer besäßen keinen Standpunkt. Richtig: Surfer haben niemals sichere Planken unter den Füßen. Aber sind sichere Planken nicht eine Vorstellung aus dem Zeitalter der „Titanic“?

Surfer glauben, den Wind selbst zu machen, der sie vor sich hertreibt.

Surfen ist permanentes Erkunden von Möglichkeiten. Das größte Unglück des Surfers ist der Verlust von Alternativen. Er ist der multioptionale Mensch der Postmoderne. Ihn schreckt der rasende Wandel der Welt nicht, weil er sich längst auf alle Wechselfälle eingestellt hat. Der Wandel ist ihm Zweck und Selbstzweck zugleich. (...)

Surfer sind nirgends zu Hause. Deshalb fühlen sie sich nirgends fremd. Notfalls entkommen sie in virtuellen Welten.

Wer bei solcher Beschreibung des „Surfers“ für die neuen Zeiten Schreckliches befürchtet, wer den Kulturverfall für unabwendbar hält und die Arbeitsmoral bedroht sieht, wird sich täuschen. Die Lebens- und die Denkweisen der „Surfer“ sind nur konsequente und daher auch sinnvolle Reflexe auf die gegenwärtig ablaufenden gesellschaftlichen, sozialen und ökonomischen Veränderungsdynamiken.

Aber – wie so häufig bei solchen bildhaften Beschreibungen fehlt etwas – und zwar etwas ganz Entscheidendes. Der Surfer – wenn er denn den Tag überleben will – muss vom festen Boden aus starten und wieder auf festen Grund zurückfinden. Ansonsten würde er verdursten, verhungern oder durch Entkräftigung untergehen. Er verbraucht seine Kraft – aber woher hat er sie und wo kann er die verbrauchte wiedergewinnen? Auf dem Festland, eben. Technisch ist der Ort beim Surfen überflüssig – daher hat das Netz auch keinen Ort, aber all jene, die die Technik beherrschen oder von ihr beherrscht werden, haben Orte nötig. (Nun, jetzt riechen sie den Braten schon, den ich Ihnen servieren möchte.)

Gerade weil wir heutzutage so mit Entgrenzungszumutungen konfrontiert werden, gerade weil wir uns so extensiv von traditionellen Verortungen gelöst haben, brauchen wir Orte, von denen wir zu diesen ortlosen Reisen aufbrechen können und von denen wir wieder zurückkehren können.

Bildungshäuser sind solche Orte. Sie verorten in der Ortlosigkeit. Sie geben jene Sicherheit, die für die Erfahrung der Unsicherheit und deren Belastungen unverzichtbar ist. Als Orte, an denen man auftanken kann, ermöglichen sie jene Stabilität und Verlässlichkeit, ohne die die Menschen sich verlieren würden. Nur wenn man sie hat, kann man ganz viel woanders sein, ohne dabei verloren zu gehen.

Der globale Raum des Netzes in dem wir ja produktiv sein sollen und wollen, dieser globale Raum des Irgendwo lässt sich überhaupt nur zu unserem Vorteil nutzen, wenn wir auch die konkreten Orte sozialer Lebenszusammenhänge pflegen und nutzen. Denn die Antwort auf die Frage: Wo gehst Du hin? Kann nicht immer nur heißen: ins Netz. Man muss schon ab und zu auch antworten: Ich gehe nach Strobl, um im Gespräch zu bleiben. Zumindest folgen dann meist weitere Fragen: wo liegt denn das? Und was machst du denn dort? Und so weiter und so fort, und nach kurzer Zeit muss man nicht alleine nach Strobl fahren. Das passiert einem im

Netz nicht. Das nämlich ist die allergrößte Attraktion von Bildungshäusern. Man ist nie alleine dort – und der Mensch ist nun mal nicht gerne alleine.

(Jetzt wissen Sie und auch ich weiß wenigstens einen Grund, weshalb es sich lohnt, wirklich etwas zu feiern, wenn man Bildungshäuser feiert.)

An einem zweiten will ich mich auch noch versuchen. Dabei greife ich auf jenes Thema zurück, bei dem ich glaube, mich wenigstens etwas auszukennen. Es ist das Thema „Zeit“. Was spricht also für die Zeit und den sinnvollen Umgang mit ihr, wenn wir Bildungshäuser haben, sie unterstützen, sie pflegen und sie ab und zu feiern?

Einer meiner Lieblingsschriftsteller, Vladimir Nabokov, hat, und das erlaubt mir einen eleganten Übergang zum bereits erörterten ersten Argument, die Zeit und den Raum, ein altes Ehepaar genannt, das – zumindest zeitweise – ein Doppelbett bevorzugt. Allen Orten wohnen Zeiten inne – also auch Bildungshäuser. Was aber sind das für Zeiten? Bei relativ pauschaler Sicht auf die Zeiten der Bildungshäuser lassen sich zwei Zeitmuster unterscheiden. Da ist zuallererst die biologische Zeit jener Menschen, die dort lernen, die lehren und die dort für die lernfördernden Rahmenbedingungen sorgen (z. B. für's hoffentlich gute Essen).

Biologische Zeiten nennen wir die Zeiten des Lebendigen.

Das Muster dieser Zeiten des Lebendigen ist der Rhythmus. Die äußere Natur wie auch die innere menschliche Natur funktionieren nämlich nach dem Prozess-Modell: Wiederholung mit Abweichung (Wiederholung des Ähnlichen). Perioden der Ruhe wechseln mit denen der Aktivität, Müdigkeit mit solchen der Wachheit. Die Zyklen der Umwelt (Tag/Nacht, Jahreszeiten) sind über lange Anpassungsleistungen mit den Rhythmen menschlichen Verhaltens mehr oder weniger eng koordiniert, sodass der Eigenzeit des Menschen Grenzen gesetzt sind. Innerhalb dieser sind elastische Spielräume möglich. Bildung kann nicht unabhängig von solchen zeitlichen Vorgaben sinnvoll und erfolgreich gestaltet werden. Daher muss im Bildungsprozess die Frage immer neu gestellt werden: Wann ist es zeitlich günstig zu lernen, wann ist es günstig Pausen zu machen? Wann ist das Aufwands- und Ertragsverhältnis in zeitlicher Hinsicht für's Lernen optimal?

„Alles hat seine Stunde und seine Zeit hat jedes Ding unter dem Himmel. Geboren werden hat seine Zeit und Sterben hat seine Zeit“.

Wir brauchen diesen alten Predigertext nur ergänzen: „Lernen hat seine Zeit und Nichtlernen hat auch seine Zeit“. Konkret heißt das dann beispielsweise für die Lehr-Lernforschung, sie muss herausfinden, mit welchen Tageszeiten die Lernleistungen, die Konzentrations- und die Aufnahmefähigkeiten jeweils schwanken, wie also die Rhythmen der Lernpotentiale über den Tag oder das Jahr verteilt aussehen. Fragen der Unterrichtsorganisation über die Tages- und über die Jahreszeiten stellen sich auf der Basis solcher Ergebnisse dann in der Folge für die Bildungsorganisationen vor Ort.

Nur wenn das gemacht wird – und wenn man sich Zeit nimmt, darüber nachzudenken – bleibt man gern an jenem Ort, an dem man sich mit seinem eigenen biologischen Zeitmuster akzeptiert fühlen kann.

Das zweite Zeitmuster das das Lernen in Bildungshäusern beeinflusst, ist das des organisatorischen Systems. Bildungshäuser sind Institutionen, die als Organisationen Gestalt gewinnen. Organisationen haben ihre eigene Zeit. Diese ist auf den jeweiligen Organisationszweck gerichtet. Sie ist, wie Organisationen ja auch, zweckrational gestaltet. Bei diesen organisatorischen Zeiten geht es nur indirekt ums Lernen, es geht dabei eher ums Arbeiten. Die Leiterin eines Bildungshauses hat ihre Leitungsfunktion nicht, um zu lernen, sondern um zu arbeiten. Arbeiten ist aber etwas Anderes als Lernen und es funktioniert auch anders. Dies können Sie sich an dem offensichtlichen Sachverhalt vergegenwärtigen, dass man Arbeiten delegieren kann, lernen nicht. Die Leiterin einer Bildungsstätte kann z.B. in den

Urlaub fahren und trotzdem wird weitergeleitet – dafür gibt es Stellvertreter. Fährt aber ein Lernender aus einer Bildungsmaßnahme in Urlaub, dann kann er nicht einen anderen aus der Lerngruppe damit beauftragen, das, was er verpasst, für ihn zu lernen.

Beim Lernen muss man anwesend sein, die Arbeit können auch andere erledigen.

Das organisatorische System Bildungshaus muss also nach den Prinzipien von Arbeit organisiert werden, damit Lernen möglich wird. Das Zeitmuster der Arbeit ist aber nicht das gleiche, wie das des Lernens. Lernen geschieht – wie bereits gesagt –rhythmische, gearbeitet wird primär taktförmig. Was ist der Unterschied? Rhythmus heißt Wiederholung mit Abweichungen: Jedes Jahr Frühling, Sommer, Herbst und Winter aber jedes Jahr etwas anders, das ist rhythmisch. Der Takt hingegen ist die Wiederholung ohne Abweichung. Präzise, genaue, pedantische Wiederholung. Wie der Sekundenzeiger bzw. das Ticken der Uhr, teilt der Takt Bewegungen in genau identisch große Teile. Der Takt macht die Teile gleich und gleichgültig. Jede Stunde ist gleich lang, völlig unabhängig vom Wetter, vom Sonnenstand und von der Laune, die man gerade hat. Der Takt hat den großen Vorteil, dass er genaue Planungen, exakte Steuerung und präzise Kontrolle zulässt. Daher ist er für die Steuerung zweckrationaler Prozesse sehr gut brauchbar. Die Industriearbeit mit ihrer taktförmigen Organisation und die Bürokratie haben das Arbeitsleben umfassend vertaktet. Verwaltung ist ohne Takt nicht denkbar. Bildungshäuser müssen sich in ihrer Organisation an diesem Zeitmuster des Taktes ausrichten. Sie müssen die Arbeitszeiten ihrer Mitglieder regeln, die Essenszeiten, die Lernzeiten, die Bürozeiten, die Beratungszeiten, die Urlaubszeiten usw. Sie müssen nicht zuletzt ihre Finanzströme, die heute eher Rinnsale gleichen, zeitlich exakt regeln und sich termingerecht um Zuschüsse und den Haushalt kümmern. Eine gute Organisation beherrscht die Taktzeiten in optimaler Art und Weise. Wir sprechen dann davon, dass sie gut funktioniert. Und dort, wo etwas gut funktioniert, hält man sich meistens gerne auf. Bildungsinstitutionen und Bildungshäuser sind ein glücklicher Sonderfall dieser Spezies – sie balancieren nämlich mehr oder weniger gut, mehr oder weniger gelungen, zwei unterschiedliche Zeitlogiken. Diese gilt es, ich habe es eben auch so benannt, zu balancieren. Balancieren heißt, beide Zeitformen zu pflegen, zu entwickeln und fruchtbar zu machen. Also nicht die eine Logik durch die andere zu ersetzen. Wird das versucht, kann man nicht erfolgreich sein, weder beim Organisieren von Bildung noch im Bildungsprozess selbst.

Damit wir uns recht verstehen: die Erwachsenenbildung und die Erwachsenenbildungsinstitutionen benötigen auch die Logik des Ökonomischen. Das aber bedeutet nicht, dass Bildungsinstitutionen ausführende Organe der Ökonomie sind und durch deren Logik quasi determiniert werden. Die Schule, die berufliche Bildung und die Erwachsenenbildung sind, historisch betrachtet, entstanden, um vom direkten ökonomischen Druck (z. B. dem der Kurzfristigkeit) befreit zu sein, um dadurch für's ökonomische System, aber auch für die gesellschaftliche Integration und die kulturelle Entwicklung, Leistungen zu erbringen. Wäre dies nicht so, dann wäre es sinnvoll, alle Lernprozesse in die Betriebe zu verlagern und alle Lernveranstaltungen direkt an die Arbeitsabläufe anzukoppeln. Gerade die Distanz vom Markt und der ökonomischen Logik macht Erziehung, Bildung, Lernen für den Markt und für die Ökonomie effektiv. So z. B. ist das betriebswirtschaftliche Denken weitgehend zukunftsorientiert, während das pädagogische Denken versucht, einen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Zukunft herzustellen, so etwa durch Kategorien der Erinnerung, der Tradition, der Kontinuität. Mittels „Bildung“ kann und soll der Mensch an die objektive Kultur, an seine eigene Natur und an die gesellschaftlichen Traditionen Anschluss finden. Genau dies entzieht sich einer betriebswirtschaftlichen Logik, die auf kurzfristige Nützlichkeit zielt. All jene Institutionen, die das Bildungssystem so zu lenken

versuchten, dass zuallererst der arbeitswirtschaftliche Bedarf des Beschäftigungssystems erfüllt wird, sind gescheitert und werden auch in Zukunft scheitern. Aus dem einfachen Grund, weil das ökonomische System nur dann funktioniert, wenn nicht alles Ökonomische organisiert ist. Die Ökonomie bedarf einer Basis des Nichtökonomischen. Loyalität, Vertrauen, Leistungsbereitschaft, Ehrlichkeit, alles das ist ökonomische nicht herstellbar, es ist aber für die Ökonomie unverzichtbar. Sie baut darauf auf. Darauf haben die Väter dieser Form des Wirtschaftens, speziell Adam Smith und Wilhelm Röpke immer wieder hingewiesen. Die ethischen Normierungen, z. B. Loyalität, sowie gerechter und gewaltfreier Tausche, sind dem Tauschprozess selbst entzogen. Sie sind nicht Teil des Marktes sondern dessen Voraussetzung. Bildung für die Marktwirtschaft heißt daher immer auch Bildung für die (ethischen) Voraussetzungen dieser Marktwirtschaft, für Werte, die nicht dem Verwertungsprozess unterliegen. Nur wenn Bildung nicht (nur) verwertungsorientierte Bildung ist, wenn sie sich nicht im ökonomisch Nützlichen erschöpft, ist sie gesellschaftlich nützlich und sinnvoll. Dann ist sie mehr als nur ein in Dienst genommenes Steuerungsinstrument der jeweils aktuellen ökonomischen Bedarfe.

Für die Organisation von Bildungsprozessen, als jene Personen, die in Bildungshäuser dafür da sind, dass gute und erfolgsfördernde Rahmenbedingungen für die Lernprozesse vorhanden sind, mögen die Personen, die sie administrativ zu versorgen und zu betreuen haben, Kunden sein, für jene aber, die ihnen etwas beibringen, die mit ihnen Lernen, sind sie das nicht. Ein Zimmer im Bildungshaus kann man für drei Tage kaufen bzw. mieten, Bildung jedoch kann man nicht kaufen, man kann sie nur ermöglichen. Die Rechtsposition eines Kunden, der ein Geschäft abschließt, ist eine völlig andere, als die eines Lernalters, der sich in einen Bildungsprozess begibt. Die Mängel eines Gegenstandes, den man erwirbt, lassen sich objektiv feststellen, die Mängel eines Lernprozesses lassen sich nur subjektiv verorten und nie von dem Verdacht befreien, dass sie auch auf Lernblockaden oder Lernverweigerungshaltung der Lernenden beruhen.

Der Kunde ist Teil einer Logik des Marktes. Der Lern- bzw. Bildungsinteressierte ist Teil einer Logik des Lebens. Der Markt folgt dem Gesetz der Rentabilität und damit der Logik, Zeit in Geld zu verrechnen. Das kann und will die Logik der Pädagogik nicht. Sie folgt der Logik des Lebendigen und der des guten Lebens als Erfolgskriteriums. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen. Zwei Personen besitzen jeder 10 Euro und jeweils eine Erkenntnis. Mit diesen 10 Euro kaufen sie jetzt die jeweilige Erkenntnis des anderen. Was ihren materiellen Zuwachs an Reichtum betrifft, haben sie bei dieser Transaktion nichts gewonnen. Sie haben soviel Geld wie sie vorher hatten – aber sie haben jetzt jeweils doppelt soviel Erkenntnisse wie vorher, sind also klüger geworden. Die Moral der Geschichte: Wer immer nur darauf aus ist, sein Geld zu mehren, bleibt dumm. Aber das wussten wir ja schon. Und noch ein zweites Beispiel: In der Welt der Waren und der bürokratischen Abläufe kann man beschleunigen und man tut es auch, und zwar in extremer Art und Weise. Computergenerationen folgen in immer kürzeren Abständen aufeinander, menschlichen Generationen nicht. Kein Kind wird, weil sich die Arbeitswelt und die des Konsums beschleunigt, schneller zum Jugendlichen und kein Jugendlicher rascher zum Erwachsenen. Wissen, das zur Warte taugt, mag immer schneller veralten, wie behauptet wird. Bildung veraltet nicht und vieles Wissen übrigens auch nicht. „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ – ist es etwas inzwischen veraltet und wo lag das Verfallsdatum dieser Erkenntnis? Gebrauchsanweisungen für Wegwerfgeräte veralten in der Tat sehr rasch, Statistiken auch, aber für das Alphabet, das Einmaleins, die Verfassung und die Menschenrechte gilt das nicht. Es ist die Aufgabe der Gesellschaft, Bildungsinstitutionen zu schaffen, zu fördern und zu pflegen, die eine Bildung erlaubt, die die Menschen in Zeit und Raum verortet. Das heißt nichts Anderes, als sie zu Kulturwesen zu machen. Bildung ist an der

Lebensqualität orientiert, die Ökonomie jedoch am Lebensstandard. Das sind notwendige Ergänzungen, keine Gegensätze. Wer Bildungshäuser aufsucht, entgeht, so gesehen, der Rund-um-Verkündigung, bleibt also Subjekt. Nicht zuletzt, weil man dort einen Ort hat, an dem man seine bzw. ihre Zeit leben kann. Solche Orte werden heute seltener, und weil sie seltener werden, werden sie notwendiger. Und wenn ich die Mechanismen des Kapitalismus richtig verstanden habe, werden all jene Dinge, die selten und notwendig sind, immer wertvoller. Dann kann noch die Konsequenz heißen: Investiert in Bildungshäuser, das wird sich rentieren. Weiter sagen!)

Die Klöster machen es ja vor. Sie sind inzwischen rentabler als alle Regierungsstellen, die sich ohne Unterlass vergeblich anstrengen, ihre gesamte Umwelt effektiver und rentabler zu machen. Dass sich alles rechnen müsse, das ist ein Anspruch der allerhöchstens zur Kulturleistung der doppelten Buchführung gereicht hätte. Keine Kathedrale, kein Opernhaus, keine Kunstgalerie, kein Kloster und kein Bildungshaus wäre je entstanden. Die wirklich wichtigen Dinge im Leben haben keinen Preis, sie werden umsonst geliefert: die Sonne, die Sterne, die Luft, die Liebe und die Zeit und dazu auch noch – darauf hat der 250jährige Kant aufmerksam gemacht – die Würde. Kant hat mit seinem Hinweis: „Würde hat keinen Preis“ all jene dem Verdacht der Würdelosigkeit ausgeliefert, die die Welt und die Bildung zum Objekt ihrer kalkulatorischen Beschränktheit machen wollen. (Für deren betriebswirtschaftlich-bürokratisch reduzierte Weltsicht ist die Komplexität und die Kalkulierbarkeit des Bildungsprozesses von erheblich geringerem Interesse als das Urteil des Hildesheimer Sozialgerichts, das da entschied: „Arbeitnehmer, die vier Stunden nach Beendigung eines Lehrgangs in der Hotelbar vom Hocker fallen, haben keine Ansprüche aus der gesetzlichen Unfallversicherung“. (OE4/1998).

Ich hoffe, Sie sitzen noch gut und geraten durch meine Worte nicht allzu sehr in Gefahr, möglicherweise die Unfallversicherung in Anspruch nehmen zu müssen).

Ich hatte ja angekündigt, dass dieser Vortrag den Zweck hat, mir klar zu werden, warum es sich nicht rechnet aber lohnt, dass Vertreter von Bildungshäusern die jahrzehntelange Existenz ihrer Institution feiern. Zwei Gründe sind mir eingefallen: Erstens, Bildungshäuser machen den Raum zum Ort, zu meinem Ort, und zweitens, sie machen die Zeit zu meiner Zeit. Wer seinen Ort und seine Zeit, ihren Ort und ihre Zeit findet, der oder die fühlt sich wohl. Daher sind Bildungshäuser Orte des guten Zeitlebens. Dies gilt es zu feiern, nicht zuletzt deshalb, damit sie das auch bleiben.

Meine Damen und Herren. Ich hatte zu Beginn meines Vortrages behauptet, dass Fragen wichtiger seien als Antworten. Ich habe mich insofern nicht ganz daran gehalten, da ich in meinem Vortrag die Frage danach, was es hier zu feiern gilt, ja beantwortet habe. Meine Lust, mich zu widersprechen, ist aber begrenzt, sodass ich Ihnen am Ende meiner Ausführungen doch noch den Beweis antreten möchte, dass es wirklich im Leben auf die Fragen ankommt. Die richtigen Antworten sind nämlich nur die Folge gut gestellter Fragen. Ein in vormodernem Geist aufgewachsener Mönch – wahrscheinlich ein Franziskaner – sucht Anschluss an den ministeriellen Druck, ökonomischer zu handeln. Dies nicht unbedingt freiwillig, sondern genötigt durch den dezenten Hinweis seines Abtes, doch einmal zu prüfen, ob man das Kloster durch Bildungsveranstaltungen nicht etwas stärker an den marktwirtschaftlichen Trend ankoppeln könne. Inspiriert von diesem Gedanken bittet der Franziskaner bei der vatikanischen Glaubenskongregation um eine Antwort auf die ihn stark verunsichernde Frage: Darf man denn beim Beten gleichzeitig lernen? Die Antwort; die zu erwarten war, heißt „NEIN“.

Etwa zur gleichen Zeit fragt ein im Lerngeschäft überaus erfolgreicher Jesuit, geplagt von einigen Zweifel, ob sich seine Lehrtätigkeit mit den Regeln seines Ordens vereinbaren ließe,

ebenso bei der vatikanischen Glaubenskongregation an. Ihn jedoch beschäftigt die gleiche Frage, die er jedoch etwas abwandelt: Darf man beim Lernen gleichzeitig beten? Die Antwort: Selbstverständlich „JA“.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie die richtigen Fragen stellen, damit die Bildungspolitiker und Bildungspolitikerinnen gar nicht umhin können, Ihnen jene Antworten zu geben, die Sie gerne hören möchten.

Zum Weiterlesen:

Kh. A. Geißler: Es muss in diesem Leben mehr als Eile geben, Taschenbuch, Herder Verlag, Freiburg

Kh. A. Geißler: Lernprozesse steuern. Beltz Verlag, Weinheim